

Theorien über die Masse im Spiegel politischer (Un)kultur

Rainer Danzinger, Wien

Der historische Kontext von Theorien über die Masse

Verschiedene Autoren, die über Massenpsychologie schrieben, hatten wohl meist bestimmte historische Ereignisse oder konkrete eigene Erlebnisse mit Großgruppen vor Augen. Das Erscheinungsbild der Massen in Versammlungen, bei Aufmärschen, politischen oder religiösen Zusammentreffen vieler Menschen, an das die Autoren bei der Abfassung ihrer Werke dachten, war gewiss von den Besonderheiten der jeweiligen geschichtlichen Situation geprägt.

Trotzdem entwickeln die meisten Autoren ihre Überlegungen, ohne weiter auf die historische Konstellation ihrer Zeit einzugehen, und schreiben, als hätten sie die allgemein gültigen Gesetzmäßigkeiten großer Gruppen entdeckt. Diese Selbstherrlichkeit, die eigenen Beobachtungen und Überlegungen als der Weisheit letzten Schluss zu verkünden, teilen die Theoretiker der Großgruppe allerdings mit vielen anderen Wissenschaftlern.

In dem nun folgenden, notwendigerweise sehr kursorischen und selektiven Streifzug durch die Theoriegeschichte der Massenpsychologie soll versucht werden, etwas deutlicher auf die jeweiligen historisch-politischen Hintergründe hinzuweisen, vor denen quasi als – verzerrtes – Spiegelbild die entsprechenden Theorien entstanden sind.

Viele der stereotypen Metaphern, die sich durch die Beschreibungen großer Menschenmassen ziehen, gibt es bereits seit der Antike.

Der biomorphe Vergleich der Masse mit einer Tierherde oder mit einem großen Untier findet sich schon bei Solon, der die Versammlung von Athenern mit einer blökenden Schafherde vergleicht oder in der bekannten römischen Gegenüberstellung von einzelnen, guten Senatoren

zu ihrer Gesamtheit als gefährlicher Bestie: *Senatores omni boni viri, senatus romanus mala bestia*.

Der Vergleich findet sich ebenso bei Le Bon im Bild der „Ansammlung zerstörerischer Mikroben“, aber auch im Bild der Sphinx, wie bei C. G. Jung im Bild des „blinden Tieres“.

Aus psychoanalytischer Sicht ist die symbolische Verkörperung der Masse als großes Tier, beispielsweise als Drache, insbesondere deshalb interessant, weil damit archaische Aspekte einer bösen, verschlingenden Mutter dargestellt werden.

Der exzessive Missbrauch dieser, paranoide Ängste auslösenden, Metapher durch die Nazi-Propaganda, die vom Ungeziefer, vom Krankheitserreger der Juden sprach, von dem das reine germanische Blut vergiftet werde, ist eines der eindringlichsten Beispiele, die wir aus der Geschichte kennen.

Die Metapher der Masse als Frau, als Mutter, als Hure oder Geliebte, ist mit der oben erwähnten Tiermetapher unbewusst verknüpft und zieht sich ebenfalls durch die Geschichte der Massentheorien. Oft zitiert wird in diesem Zusammenhang Napoleon: „Ich habe nur eine Leidenschaft, nur eine Maitresse: Frankreich. Mit ihr schlafe ich.“

Der Autor des wohl erfolgreichsten Bestsellers der Massenpsychologie, Gustave Le Bon, war überzeugt, dass alle Massen weiblich seien. Wie das Weib seien sie: „So flatterhaft wie die Feder im Wind“.

Den faschistischen Diktatoren, die aufmerksame Leser und große Anhänger der Ideen Le Bons waren, gefiel dies besonders gut. Mussolini sagte einmal: „Die Masse liebt die starken Männer. Die Masse ist wie eine Frau“. Noch deutlicher formuliert es Hitler an mehreren Stellen von „Mein Kampf“: „... das Volk ist in seiner überwiegenden Mehrheit feminin veranlagt“. „Er muss ledig sein, dann haben wir die Frauen,“ sagte ein Nazi der ersten Stunde über Hitler und auch der Philosoph Ernst Bloch meint, dass die Frauenherzen Hitler deshalb zuflogen, weil sie in ihm, verunsichert nach Kriegsende, den starken Mann sahen und nicht nur „von der Bürste unter Hitlers Nase angezogen waren“ (zitiert nach S. Moscovici 1984, S. 146).

Aber zurück zu Le Bon: Auf Grund welcher Beobachtungen und Erlebnisse war dieser auf die Idee der weiblichen Masse, und überhaupt auf seine plastischen und suggestiven Bilder von der Masse gekommen?

Le Bon hatte als 28-jähriger Chefarzt die für ihn erschreckenden Tage der Pariser Commune hautnah miterlebt. Zusammen mit den Berichten über die Revolutionen von 1789 und 1848 entstanden in dem jungen Mann die angstbesetzten Schreckensbilder triebhafter, gefährlicher und primitiver Massen. Historisch ist hier von Interesse, dass die Massen der französischen Revolution tatsächlich zu einem großen Teil aus Frauen bestanden, oft angeführt von den berühmten „harangueuses“, den Volksrednerinnen.

Das Bild der weiblichen Masse mit ihrem männlichen Führer setzt sich übrigens auch in der Ära der therapeutischen und experimentellen Großgruppen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg fort, beispielsweise wenn S. H. Foulkes von der Gruppenmatrix oder L. Kreeger von der Großgruppe als archaischer, allumfassender Mutter spricht.

Ohne auf Autoren wie G. Tarde, der vor allem die Informationsflüsse in großen, strukturierten Menschenmassen untersuchte, auf S. Sigheles Buch über Massenverbrechen oder auf W. McDougalls „The Group Mind“ weiter eingehen zu können, soll nun ein Blick auf einen wichtigen Wendepunkt der Theorieentwicklung in der Massenpsychologie, auf das Jahr 1921, das Erscheinungsjahr von S. Freuds „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ geworfen werden. Es dürfte außer Zweifel stehen, dass Freud – mit seiner Idee der gegenseitigen libidinösen Identifizierung der Mitglieder einer Masse und der Vorstellung vom Ersatz des individuellen Ich-Ideals durch das im Führer verkörperte Massenideal – von der deskriptiv-phänomenologischen Ebene auf die dynamische Ebene zur Erklärung von Großgruppenphänomenen gewechselt hatte. – Und zwar auf der Grundlage seines, gerade im Ausbau befindlichen, metapsychologischen Gebäudes. Darauf ist hier nicht weiter einzugehen.

Stattdessen soll die Frage aufgeworfen werden, wie denn damals, im Jahr 1921, die historische Szenerie der Massenphänomene aussah, in welcher kulturell-politischen Landschaft sich S. Freud, der Autor von Massenpsychologie und Ich-Analyse, bewegte und ob er die Massenbewegungen seiner Zeit reflektiert in seine Studie aufnahm oder nicht.

Zunächst ist hier der naive Rausch der Kriegsbegeisterung zu Beginn des Ersten Weltkriegs anzuführen, der von den meisten österreichischen Intellektuellen und Künstlern geteilt wurde. Es folgten die Massenabschlachtung von Soldaten an den Fronten, am Isonzo, in Verdun, in Ga-

lizen, Todesangst, Höllenlärm, Gestank, Hitze und Kälte, am Ende des Geschützdonners das Wetterleuchten der russischen Oktoberrevolution, kommunistische Aufstände an vielen Orten, nationale Kämpfe um Unabhängigkeit der ehemaligen Monarchieländer. In der Ferne, am historischen Horizont, formieren sich schon die Nationalsozialisten mit ihrer brutalen, antisemitischen deutschnationalen Ideologie.

In Wien geht es 1921 bunt zu: Neben dem Katzenjammer nach Kriegsende gibt es Aufbruchsstimmung, Hoffnung auf Veränderung und auf eine neue, gerechtere Welt.

Eine Welle innovativer, dynamischer, von der Psychoanalyse begeisterter neuer Mitglieder schwappt in die Wiener Vereinigung. Der schöne Siegfried Bernfeld, Führer der kommunistischen Jugendbewegung, bei der auch Otto Fenichel mitmacht, gibt die Zeitschrift „Der Anfang“ heraus. Der Pionier des Ballonflugs und Sportjournalist Herbert Silberer landet bei den Psychoanalytikern. Wilhelm Reich, der später nach Berlin geht, schreibt vom „sexuellen Kampf der Jugend“ und organisiert Massenveranstaltungen der Kommunisten.

Die freie Assoziation wird von leiser freier Jazzimprovisation begleitet und frischer Wind weht in die Altherrenriege der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung.

Wie wurde von S. Freud dieser frische Wind aufgenommen? Vermutlich durchaus mit Sympathie, aber, wie die Protokolle zeigen, doch sehr vorsichtig und reserviert. Die bemerkenswerte persönliche Fußnote im „Unbehagen“, in der er „vom Wohlwollen für die Bestrebungen, die Besitzungleichheiten der Menschen zu bekämpfen“, spricht und den Briefwechsel mit Albert Einstein schreibt er allerdings erst ein Jahrzehnt später.

Die hier interessierende, zentrale Frage, ob Freud die oben angedeuteten historischen Massenbewegungen in seine Schrift über Massenpsychologie aufgenommen habe, muss man bedauerlicherweise mit einem klaren Nein beantworten.

Freud hat mitnichten die Anregungen von Paul Federns zwei Jahre zuvor erschienenem Aufsatz „Die vaterlose Gesellschaft“ aufgegriffen. Nur mit einer belanglosen Fußnote erwähnt er diese Arbeit aus den eigenen Reihen der Psychoanalytiker. Ein ähnliches Schicksal wird später auch W. Reichs Schrift über die Massenpsychologie des Faschismus er-

fahren, die vermutlich aus allgemeiner Angst der Hauptgrund für Reichs Ausschluss ist.

Was ist also die konkrete Erfahrungsbasis, das historische Material, auf dem Freud seine eigene Arbeit über die Massenpsychologie aufbaut?

Leider muss man hier vermutlich Th. W. Adorno Recht geben, der schreibt: „Die Methode des Freud'schen Buches besteht in einer dynamischen Interpretation von Le Bons Beschreibung der Massenseele.“

Warum geht Freud nun so wenig auf die aktuellen massenpsychologischen Turbulenzen, die ihn umgeben, und die er zumindest aus dem Augenwinkel beobachtet haben muss, ein? Warum ist ein Buch von 1895 seine wichtigste Grundlage? Hauptsächlich dürfte es schon das grundsätzliche Missverständnis sein, mit seinen psychologischen Theorien, auch über die Masse, ein für allemal gültige, vom Zeitgeist unbeeinflusste, naturgesetzliche Fakten zu finden. Darüber hinaus spielt für Freud vielleicht auch die Vorstellung eine Rolle, sich über die Niederungen der aktuellen Alltagspolitik hinweg in einem zeitlosen Olymp mit anderen genialen Denkern, wie Le Bon, zu unterhalten.

Nachdem nun versucht wurde, ein eher impressionistisches Bild des politischen und kulturellen Klimas zur Zeit der Abfassung von Freuds massenpsychologischer Schrift zu skizzieren, soll nun kurz weiterverfolgt werden, was aus dem klassenkämpferischen Engagement der damals jungen Psychoanalytiker wurde. P. Federn und andere hatten große Erwartungen in die Utopie einer führerlosen, anarchistischen Vereinigung gleichberechtigter Brüder, etwa nach dem Muster der kurzlebigen Münchner Räterepublik, gesetzt. In der Sexpolbewegung hofften viele, die emanzipatorische Kraft der Psychoanalyse mit dem politischen Kampf gegen Unterdrückung verknüpfen zu können. Empathie und Solidarität, sexuelle Befreiung und Klassenkampf wurden in Verbindung gebracht. Die neurotische Fassade der Symptome und der Wiederholungszwang wurden mit verknöcherten Macht- und Eigentumsverhältnissen verglichen.

Diese utopischen Hoffnungen wurden bekanntlich bitter enttäuscht, buchstäblich von den Stiefeln der aufmarschierenden Faschisten niedergetrampelt.

Die neuen Massen waren keine klassenlosen Brüderverbände. Die neuen Massen jubelten blind und Fahnen schwenkend den Diktatoren

Hitler, Mussolini und Stalin zu. S. Moscovici charakterisiert diese Führer aus dem Blickwinkel massenpsychologischer Theorie als totemistische Führer.

Die vor den Nazis in die USA geflüchteten linken Psychoanalytiker kamen dort in das antikommunistische Klima des beginnenden Kalten Krieges.

Lediglich in den Sechzigerjahren flammten mit den Studentenunruhen, der kritischen Theorie und der Antipsychiatrie, die revolutionären Ansätze noch einmal kurz auf. In der Verbündung mit Randgruppen, wie beispielsweise mit Psychiatriepatienten im Heidelberger Patientenkollektiv, einem politischen Großgruppenexperiment, witterten einige die Chance auf den Umsturz gesellschaftlicher Verhältnisse.

Völlig neue Impulse erhielt die Theorieentwicklung der Massenpsychologie durch die praktisch-klinischen Innovationen in England gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. Zum ersten Mal wurden Großgruppen nun im therapeutischen Setting praktisch angewandt. S. H. Foulkes, M. Jones mit der therapeutischen Gemeinschaft, P. E. Slater, W. R. Bion oder M. Pines leiteten Großgruppen, die zur Therapie und Ausbildung arrangiert wurden. Der Autor erinnert sich noch lebhaft an die wöchentlichen Großgruppen, die D. Bennet mit einem Therapeuten-Team am Londoner Maudsley-Hospital durchführte.

Diese klinischen Erfahrungen führten zu wichtigen Modifikationen der Theorie. Tiefe Regressionen in der Großgruppe auf frühe, präödiipale Stadien der psychischen Entwicklung rückten nun in den Vordergrund der Aufmerksamkeit. Dem entsprechend fanden Lockerungen der Ich-Grenzen und Abwehrmechanismen, wie Spaltung und projektive Identifizierung, auch in der theoretischen Reflexion mehr Beachtung.

Therapeutische Großgruppen wurden nun in die Therapieprogramme der Psychiatrie aufgenommen. In der Folge wurde auch versucht, therapeutische Teams und ganze Krankenstationen, etwa mit dem Containermodell W. R. Bions, zu interpretieren. Vielleicht darf man, mit aller Vorsicht, vermuten, dass es mancherorts gelungen ist, dadurch erstarrte institutionelle Abwehrformationen im Sinne einer Humanisierung aufzulockern.

Aber auch die Theorien über Massenpsychologie wurden durch die praktischen Experimente in psychiatrischen Institutionen etwas differenzierter.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, das Instrument der Großgruppentheorie auf zwei konkrete Fragestellungen anzuwenden.

Zum einen geht es dabei um den Einfluss des Magnetfeldes der großen Gruppe auf das individuelle Gedächtnis, zum anderen um die psychologische Interpretation psychischer Veränderungen unter dem Einfluss der elektronischen Medien.

Die (Un)kultur der Erinnerung in Großgruppen

Ob sich jemand leicht oder schwer an Ereignisse der Vergangenheit erinnert, ob er von diesen Ereignissen spricht oder nicht und in welcher Art er die Erinnerungen verzerrt, hängt maßgeblich vom Kollektiv, in das er eingebettet ist, vom Einfluss der Großgruppen, in denen er lebt, ab.

Es liegt auf der Hand, dass sich dieser Einfluss großer Gruppenverbände auf die Gedächtnisfunktion, besonders gut am Beispiel der sogenannten Vergangenheitsbewältigung zeigen lässt. Verdrängung und Widerstand werden im Umgang mit der Erinnerung an kollektiv erlittene Traumata und an kollektiv begangene Verbrechen in hohem Ausmaß aktiv.

„Das Schlimmste ist wohl die Verleugnung, die Behauptung es sei gar nichts geschehen“, formuliert S. Ferenczi 1932. Von dieser Mauer des Schweigens, von der kollektiven Verleugnung der Naziverbrechen werde ich noch sprechen und die Debatte über I. Carusos kurze Tätigkeit am Spiegelgrund als Modellfall untersuchen. Andererseits soll von der „fast halluzinatorischen Wiederholung traumatischer Ereignisse“, wie ebenfalls Ferenczi sagt, die Rede sein. Dafür werde ich zur Illustration die Kontroverse um B. Wilkomirskis „Bruchstücke“ heranziehen. Caruso erzählt nicht, oder kaum, was niemand hören will. Wilkomirski erzählt hingegen laut und dramatisch, was viele gerne hören wollen. In beiden Fällen geht es um Autobiografie, historische Wahrheit, Dichtung, Lüge und um Vergangenheitsbewältigung. Für den Zusammenhang der vorliegenden Arbeit geht es aber in erster Linie um den Einfluss der Großgruppe, die etwas hören will oder eben nicht, ob jemand mit dem Strom schwimmt oder dagegen.

Zunächst zu I. Caruso. Die Story ist bekannt: 1942 hat er, als Erzieher am Spiegelgrund eingestellt, die Psychologin E. Baar bei der Erstellung von Gutachten über Kinder unterstützt (G. Benetka/C. Rudolph 2008).

Es ist höchst wahrscheinlich, dass Caruso wusste, dass Kinder, die er als nicht bildungsfähig einschätzte, weitgehend heimlich und ziemlich grausam ermordet wurden. Diese Beurteilung ist selbstverständlich nicht das Ergebnis einer juristischen, strafrechtlichen Untersuchung, sondern fußt auf einer Einschätzung des Milieus in österreichischen Kinderfachabteilungen in der Nazizeit, über das sich der Autor der vorliegenden Arbeit in zahlreichen Zeitzeugeninterviews ein einigermaßen plastisches Bild verschafft hat.

Auch wenn sich dies heute so leichthin aussprechen lässt, darf man zwei wichtige Fragen dabei nicht übersehen: Zum einen muss das ideologische Klima, die herrschende Fachmeinung über die Berechtigung eugenischer Maßnahmen 1942 berücksichtigt werden, zum anderen das kollektive Verschweigen in der Nachkriegszeit, das bewirkte, dass es fast kein Wissen, kein Bewusstsein und keine Diskussion über die Kindereuthanasie, auch in Psychoanalytikerkreisen, gab.

Als Caruso am Steinhof tätig war, brüteten über der Szene der Medizin, Psychiatrie und Psychologie die pseudowissenschaftlichen Monstren von Sozialdarwinismus und primitivem Rassismus. Diese Ideologien waren leider kein Privileg der Nationalsozialisten. Schon in der Spätromantik hatte F. Nietzsche die „Höherzüchtung des Menschen“ sowie eine „schonungslose Vernichtung alles Entarteten und Parasitischen“ gefordert. Und auch R. Wagner schrieb in einem Brief an Cosima, dass man bei einer großen Aufführung von „Nathan der Weise“ alle Juden Deutschlands verbrennen solle (zitiert nach R. Safranski).

Die reale Umsetzung der Vernichtung setzte allerdings A. Hitler in Gang und auch wenn heute vieles unbegreiflich scheint, darf man die großen psychischen Gratifikationen für die Massen keineswegs übersehen: die persönliche Sicherheit durch Identifikation mit einem germanischen Heldenidol und das rauschhafte Machtgefühl, zur großen Gemeinschaft reinen Blutes zu gehören.

Für diese Belohnung schmälert man schon die Leiden der langsam getöteten Kinder am Spiegelgrund. In den erwähnten Zeitzeugeninterviews, die der Autor gemeinsam mit Th. Oelschläger führte, hörte er sol-

che Bagatellisierungen, beispielsweise von einer geistlichen Schwester einer Kinderfachabteilung, die wiederholt formulierte: „Wir haben die Hascherln halt in den Himmel geschickt ...“

Die zweite Frage, die bei der Beurteilung I. Carusos von zentraler Bedeutung ist, betrifft den Filz aus Verschweigen und Verleugnen in den ersten dreißig Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges, der in Österreich noch viel dichter als in Deutschland auftrat.

Nach der Vertreibung und Ermordung der Wiener Psychoanalytiker hatten in der Nazizeit nur A. Aichhorn und Winterstein überwintert, nach 1945 versuchten Solms und I. Caruso neue Schüler um sich zu sammeln. Man muss sich dazu das ideologische Klima im Nachkriegsösterreich vorstellen: In psychiatrischen Krankenhäusern oder Ambulanzen arbeiteten ehemalige Nazis eng mit, auch während des Hitlerregimes antifaschistisch eingestellten, Katholiken und den wenigen Widerstandskämpfern, wie Grünewald und ansatzweise E. Pakesch und Berner, sowie der aus dem Krieg zurückgekehrten jüngeren Generation zusammen.

Leiter der sogenannten Entnazifizierungskommission war V. Frankl, der sich zunächst in Kooperation mit den Nazis, unter anderem durch psychochirurgische Eingriffe an Patienten nach Suizidversuchen, den Spitznamen „Nervengoebels“ erworben hatte, dann aber bekanntlich ins Konzentrationslager kam. V. Frankl schlug dabei einen absolut „versöhnlichen“ Kurs ein. Einer der wichtigsten Protagonisten der T4-Mordaktion, H. Bertha, wurde bald Klinikchef, ebenso wie die SS-Männer Scrinzi und Harrer. Der ehemalige SA-Mann H. Strotzka machte sogar als Psychoanalytiker Karriere, was möglicherweise ansatzweise als eine symbolische Wiedergutmachung zu betrachten ist. Die meisten ehemaligen Nationalsozialisten waren übrigens in den BSA, den Bund sozialistischer Akademiker, eingetreten und hatten mit den Katholiken und ehemaligen Widerstandskämpfern einen seltsamen Pakt geschlossen: über die Vergangenheit zu schweigen.

Neben der Angst vor einem Berufsverbot oder Strafverfolgung gibt es natürlich auch wichtige intrapsychische Motive für dieses Schweigen, die durch die psychoanalytische Traumaforschung teilweise verständlich werden.

Im gegenständlichen Zusammenhang muss der Einfluss des Kollektivs, der großen Menschenmasse, die nichts hören wollte, betont wer-

den. Sandler (1967) führte zur Erklärung für die oft viele Jahre dauernden Latenzzeiten den Begriff des „retrospektiven Traumas“ ein, auch die Vorstellung der kollektiven Identifikation ehemaliger Opfer der Nazis mit dem Aggressor, mit den ehemaligen Tätern erklärt manches. Vielleicht wird dadurch teilweise die von Grünewald berichtete Hemmung von seiner mutigen Tätigkeit im Widerstand gegen die Nazis, wegen der er sogar zum Tode verurteilt wurde und diesem nur knapp entging, zu sprechen, verständlich.

Verständlich wird auch, warum dem Autor, als er Anfang der Achtzigerjahre bei Freunden in Salzburg zu Beginn seiner psychoanalytischen Ausbildung das bekannte Rundfunkinterview mit Caruso hörte, an dessen kryptischen Andeutungen über seine Berufstätigkeit in der Nazizeit überhaupt nichts auffiel. Hatte er doch, ebenso wie die meisten in seiner Umgebung, keine Ahnung davon, was in der Nazizeit am Spiegelgrund passiert war, keine Ahnung von Bedeutung und Tragweite der Bemerkungen Carusos.

Wenn die Großgruppe für eine Äußerung kein offenes Ohr hat, dann bleibt diese ungehört.

Überspitzt ausgedrückt: Erst das zuhörende Publikum erzeugt die Erinnerung im Individuum. Die Großgruppe verführt die einzelnen Teilnehmer zum Reden oder setzt sie unter Druck zu schweigen. In vergleichbarer Weise verführt der Psychoanalytiker den Analysanden oder die Mutter ihr Kind.

Das Thema der Kindereuthanasie wurde im großen Kollektiv erst Ende der 80er Jahren gesellschaftsfähig, 1998 „beschleicht“ W. Parth dann „ein Gefühl von Scham und Schande bei der Vorstellung, unser Vereinsgründer hätte an der Tötung der Kinder ... mitgewirkt“. Heute liegt das Thema, wie es beispielsweise von E. List aufgegriffen wurde, durchaus im Mainstream des kollektiven Erinnerns.

Wie angekündigt soll nun, sozusagen als Kontrastbild zu Caruso, auf die Debatte über den Roman „Bruchstücke. Aus einer Kindheit“ von B. Wilkomirski eingegangen werden.

Wie vermutlich weitgehend bekannt sein dürfte, schildert Wilkomirski in seinem autobiografischen Roman die grauenhaften Kindheitserlebnisse in Auschwitz während seiner ersten drei Lebensjahre. Unter Berufung auf sein fotografisches Gedächtnis stellt er den Lesern, respektive

Zuhörern, bei zahlreichen Autorenlesungen erschütternde Geschichten vor.

Gemeinsam mit einer Psychologin entwickelte er, auf der Grundlage seiner Traumabewältigung sogar eine eigene Traumatherapie.

In der Folge gelang es einigen sogenannten Aufdeckern, insbesondere D. Ganzfried, nachzuweisen, dass Wilkomirski als Kind gar nicht im KZ war, die Geschichten nur aus anderen Berichten und touristischen KZ-Besuchen fingiert habe.

Der Kritiker D. Ganzfried nannte das Buch „einen Haufen Blödsinn“, „eine Pornografie des Grauens“ und Wilkomirski einen „Transvestiten, der in falschen Kleidern auftritt“.

Leider war die Affäre zunächst auch Wasser auf den primitiven Mühlen der Holocaust-Leugner.

Nun ist aber, zumindest aus psychoanalytischer Perspektive, die angeblich historische Lüge Wilkomirskis doch eine Wahrheit, nämlich eine psychische Wahrheit. Bei früh traumatisierten Adoptivkindern, wie Wilkomirski eines war, kommt es häufig vor, dass fantasmatische Erinnerungen auf die eigene Kindheit projiziert werden. Dadurch können sie ihre eigenen unfassbaren, nicht verbalisierbaren, schmerzlichen Erfahrungen in eine sprachliche Form gießen. Diese „Fantasien sind Schutzbauten, sie dienen der Selbstentlastung“ (Freud an Fließ 1896).

So betrachtet, hat Wilkomirski die KZ-Gräuel auch wirklich als psychische Realität erlebt – wenn auch nur in seiner Fantasie.

Dazu kommt der massive Sog der Großgruppe des Leserpublikums. Mit dieser frühen Geschichte bekam Wilkomirski das Gefühl, wirklich gehört und anerkannt zu werden.

Äußerst gegensätzlich dazu der Umgang Carusos mit seiner Biografie, aber ebenfalls im Magnetfeld der Großgruppe. Wilkomirski spricht in der Rolle des Opfers von Erinnerungen, die er historisch nicht erlebt hat – seiner Biografie zuliebe. Caruso schweigt in seiner Rolle als Täter über die Erinnerungen, die er sehr wohl erlebt hat – ebenso seiner Biografie zuliebe.

Durch Reden und Verschweigen färben beide ihre Biografie. Beide tun dies unter massivem Einfluss der sie umgebenden Großgruppen, die die jeweilige Botschaft entweder hören will, oder auf keinen Fall hören will.

Das virtuelle Massenforum

Die digitale technologische Explosion hat im letzten Jahrzehnt Millionen von Menschen permanent kommunikativ in Verbindung zueinander gesetzt. Durch die mobilen Telefonnetze und den ständig verfügbaren Einstieg in die kommunikativen Räume des Internet, wie etwa durch Facebook, Chats, Twitter oder Blogs, bilden sich im Niemandsland von virtueller und realer Welt, zwischen digitaler und analoger Welt, imaginäre Großgruppen mit hunderten, tausenden oder noch mehr Teilnehmern.

Es ist nun äußerst verlockend, die immensen Auswirkungen dieser kommunikativen Dauerverbindung großer Menschenmassen im World Wide Web auf die Psyche des Einzelnen mit jenem begrifflichen Instrumentarium zu untersuchen, das in experimentellen psychoanalytischen Großgruppen entwickelt wurde. Fraglich bleibt dabei, ob die Erfahrungen des Autors im Web und seine bescheidenen Recherchen im Freundes- und Familienkreis ausreichen, um weitreichende Schlüsse zu ziehen.

Es ist jedenfalls offensichtlich, dass, physisch in einem Raum, für eine definierte Zeitspanne zusammensitzende, Gruppen von beispielsweise fünfzig Personen, etwas gänzlich anderes sind, als globalisierte Online-Vernetzungen von Menschen, die vor ihren Monitoren sitzen.

Bei genauerer Betrachtung finden sich aber doch sehr ähnliche Kräfte, die in beiden Settings auf die Einzelperson wirken, mit ähnlichen Regressionen und Spaltungen des Ich, dass die Anwendung der an Großgruppen gewonnenen Einsichten auf Phänomene der elektronisch vernetzten Gesellschaften durchaus berechtigt erscheint.

Noch viel deutlicher als in körperlich versammelten Großgruppen bleibt im Internet die beliebige Erreichbarkeit aller möglichen Gesprächspartner zwangsläufig ein unrealistischer Wunschtraum. Die Zahl der Interessierten, die das jeweilige Blog anklicken, ist notwendig limitiert, ebenso wie Facebook, Chat oder Twitter durch Filter den Kontakt regulieren. Dennoch ist das Gefühl der potentiellen Reziprozität enorm wichtig.

Durch dieses Gefühl bleibt die erregende Fantasie der beliebigen, sofortigen Erreichbarkeit aller anderen, beispielsweise in der ungeduldigen, fast aggressiven SMS-Aktivität der Schuljugend, bestehen und wirkt sich auf die Entwicklung der psychischen Struktur aus.

Welche typischen Veränderungen finden sich nun, vor allem bei der jetzt heranwachsenden Generation, unter dem Einfluss der elektronischen Massenforen?

1. Lockerung der Ich-Grenzen

Kommunikation ohne physischen Kontakt (optische face to face Kontakte via Internet sind ja durch die Skype-Programme längst selbstverständlich) verbindet fragmentierte Teile des Selbst und der anderen miteinander. Wenn ich mit einem Freund im Restaurant sitze und zugleich mit meiner Frau telefoniere, müssen meine Ich-Grenzen verschwimmen. Auch die virtuelle Anwesenheit als Datenschatten im Netz macht die Grenzen meines Selbst durchlässiger.

Bei längerem Aufenthalt im Web wird der Körper wie ein Kleidungsstück abgelegt. Ich-Veränderungen, wie Derealisation und Depersonalisation, werden beschrieben. Kramer (1983) hat den Abwehrmechanismus des „Doubtings“, des ständigen Zweifeln, ob das Erlebte real oder imaginär sei, beschrieben, was sich auf die Situation vor dem Screen übertragen lässt.

2. Delegation des persönlichen Über-Ichs an das Kollektiv

Wie bekanntlich von S. Freud (1921) beschrieben, regredieren unter dem Einfluss der Masse libidinöse Objektbindungen auf das ursprünglichere Niveau der Identifizierung. Die Gemeinsamkeit der partiell miteinander identifizierten Internet-User liegt in der Bindung an idealisierte Führer, wohl auch durch kollektive Wertvorstellungen und Ideale. Die kritische Instanz des persönlichen Über-Ich wird dadurch geschwächt, das Internet macht potentiell unmoralisch, wie so oft intuitiv ausgesprochen wird.

3. Ideologien gewinnen Einfluss

Reifere Ich-Funktionen, wie logisches Denken und Realitätsprüfung, werden geschwächt. An ihre Stelle treten kollektive Realitätsverleugnungen, die dem Einzelnen Unlust ersparen. Auch kollektive Denkhemmungen und Erinnerungsverbote folgen diesem Lustprinzip.

4. Spaltungen

Ideologiebildungen erfordern den Abwehrmechanismus der Spaltung, begleitet von projektiver Idealisierung. Die Dämonisierung der schlechten/bösen abgespaltenen Anteile ist ebenfalls meist eng mit dieser Form von Abwehr verbunden. Durch die Begünstigung dieser Abwehrformen korrespondiert das Internet auffallend mit Borderline-Persönlichkeitsstrukturen.

5. Eine neue Persönlichkeitsstruktur?

An vielen ethnopschoanalytischen Studien wurde die unreflektierte Annahme, die psychische Struktur sei bei allen Kulturen gleich, als kruder Eurozentrismus kritisiert. Menschen im Mittelalter hatten möglicherweise keineswegs ein so ausgeprägtes individuelles Über-Ich, wie Menschen in der Neuzeit. Wenn sogar hirnanatomische Änderungen bei der jetzt mit Gameboy und Playstation aufwachsenden Generation nachgewiesen werden können, warum soll sich dann die Psyche ohne weitere Modifikation mit dem Freud'schen Strukturmodell beschreiben lassen?

6. Weitere Regressionen der Sprache und der Wahrnehmung

Die zahllosen, dem Uneingeweihten oft kryptisch anmutenden Kürzel für SMS, Chat oder Twitter, die Kraft suggestiver Phrasen und Bilder, die Resonanz, auf die Metaphern stoßen, die gut in die langsam schlingende Bewegung der großen Masse passen, sind weitere psychische Auswirkungen des Aufenthaltes im virtuellen Forum. Jedem, mit experimentellen Großgruppen Vertrauten, sind sie wohlbekannt. Ein gutes Beispiel für die Nutzung des Microblogging-Dienstes Twitter ist die Online-Strategie Obamas im Wahlkampf. Mit seinen markanten Kurzbotschaften – maximal 140 Zeichen sind erlaubt – erreichte er auch die jüngere Wählergeneration. Auf die Verleihung des Friedensnobelpreises reagierte er mit dem kurzen Tweet: „humbled“ (demütig).

7. YouTube-Clips als symbolische Schlüsselszene

Es gibt gewisse, oft kurze Videosequenzen auf YouTube, die eine fast gespenstisch-astronomische Anzahl von Klicks erreichen. Was ist es, das hier so wirkt? In experimentellen Großgruppen glaube ich, dieses

Phänomen beobachtet zu haben, was ich als symbolische Schlüsselszene zu beschreiben versucht habe. Es handelt sich gewissermaßen um ein Theater im Theater, wie in Shakespeares „Hamlet“ oder „Sommertraum“.

Gewisse Clips wirken so verführerisch auf die Fantasien der Betrachter, dass sie diese Sequenzen mit ihrem seltsamen, sentimental oder archaisch aggressiven Humor millionenfach von Büro zu Büro weiter senden. Ein berühmtes Beispiel ist die verdeckte Werbekampagne für den „Best Job of the World“, auf die sogar CNN, BBC und „Die Zeit“ gratis aufsprangen und der kleinen Insel Hamilton für wenig Geld eine enorme Tourismussteigerung brachte.

Möglicherweise lassen sich diese Schlüsselszenen mit J. Laplanche (1992) Urreminiszenzen, dem ins Körperliche eingeschriebenen infantil Sexuellen des Anderen verknüpfen. Die szenischen Angebote im Internet wären demnach verführerische Angebote, den unerlösten Reminiszenzen eine, wenn auch illusionäre, Form zu verleihen. Dabei entstünden quasi kollektive Pseudoerinnerungen, die, ähnlich wie Deckerinnerungen, Kostümierungen brennender perverser Fantasien darstellen.

Anscheinend üben also die kommunikativen Plattformen für die Massen, die das Internet anbietet, einen gewaltigen Sog auf die Psyche aus und führen wohl auch zu deren Veränderung.

In den einzelnen Nutzern wird die Fantasie geweckt, nun endlich das adäquate Echo für ihre inneren, partialtriebhaften Fremdkörper gefunden zu haben. Die Metapher eines einsamen Datenträgers drängt sich auf, der hofft, im elektronischen Medium das Abspielgerät gefunden zu haben, mit dessen Hilfe er seine Reminiszenzen zum Klingen bringen kann. Vielleicht passt auch das Bild S. Leikerts (2005) besser, der die Partitur als Signifikanten der Musik auffasst. Sie, die Partitur, bleibe für das genießende Subjekt tot – so Leikert – solange sie sich nicht mit dem Orchester verbinde, das ihr Stimme verleihe.

Das Internet ist also so etwas wie eine Klanghülle, ein mütterlicher Container, ein mystisches, riesiges Ungetüm, verführerisch und bedrohlich zugleich.

So gesehen gleicht es den uns bekannten Großgruppen, aber auch der psychoanalytischen Situation und letzten Endes der Mutter-Kind-Beziehung. All diesen Beziehungen ist auch die Asymmetrie eigen, den virtuellen Massenbühnen vielleicht sogar in besonderem Ausmaß. Wie H. Ranefeld (2003) zutreffend beschrieben hat, verführen sie damit die Nutzer auch, die Asymmetrien ihres Lebens auf sie zu übertragen.

Zusammenfassung

Zunächst wird versucht, die Theoriebildung über Massenpsychologie etwas deutlicher in den jeweiligen historischen Kontext zu stellen. Bei gebotener Kürze kann dies nur ein kurzer Streifzug durch die politische Landschaft, in der die Texte verfasst wurden, sein. Im Anschluss werden zwei Fragestellungen etwas genauer ausgeleuchtet:

1. Der Einfluss von Großgruppen auf Erinnern und Vergessen am Beispiel von Igor Caruso und Binjamin Wilkomirski.
2. Die Auswirkungen imaginärer Großgruppen im Web auf die psychische Struktur.

Literatur

- Adorno, Th.W. (1972): Gesammelte Schriften VIII. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 411.
- Bion, W.R. (1997): Transformationen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Canetti, E. (1980): Masse und Macht. Düsseldorf: Fischer.
- Federn, P. (1919): Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft. In: Der österreichische Volkswirt XI, 571–598.
- Ferenczi, S. (1964): Bausteine zur Psychoanalyse III. Bern: Hans Huber, 511.
- Foulkes, S.H. (1964): Therapeutic Group Analysis. London: Georg Allen & Unwin Ltd.
- Freud, S. (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. Wien: Int. Psychoanal. Verlag.
- Hitler, A. (1938): Mein Kampf. München: Zentralverlag der NSDAP.
- Kreeger, L. (Hrsg.) (1977): Die Großgruppe. Stuttgart: Klett.

- LeBon, G. (1982): Psychologie der Massen. Stuttgart: Kröner.
- Moscovici, S. (1984): Das Zeitalter der Massen. München: Carl Hanser.
- Nietzsche, F. (1906): Jenseits von Gut und Böse. Leipzig: C. G. Naumann.
- Safranski, R. (2007): Romantik. München: Carl Hanser.
- Slater, P.E. (1970): Mikrokosmos. Frankfurt: S. Fischer.
- Wilkomirski, B. (1996): Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948. Frankfurt: Jüdischer Verlag/Suhrkamp.